

*tommy wallach*

we all looked up



© Tallie Maughan



## **DER AUTOR**

Tommy Wallach ist ein Singer-Songwriter und Essayist, der seine Beiträge in verschiedenen New Yorker Magazinen veröffentlicht. Als Musiker ist er bei Decca Records unter Vertrag und trat bereits im New Yorker Guggenheim Museum auf. *We All Looked Up* ist sein erster Roman. Die Filmrechte sicherte sich noch vor Erscheinen Paramount Pictures.

*tommy wallach*

we all looked <sup>up</sup>

Aus dem Amerikanischen  
von Henriette Zeltner



Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Erstmals als cbj Taschenbuch April 2016

© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe cbj Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2015 Tommy Wallach

Die Originalausgabe erschien 2015

unter dem Titel »We All Looked Up«

bei Simon & Schuster BFYR, einem Imprint von Simon & Schuster

Children's Publishing Division, New York

Übersetzung: Henriette Zeltner

Umschlaggestaltung: \*zeichenpool, München

unter Verwendung des Originalumschlags von © 2015 Meredith Jenks

MP · Herstellung: wei

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-570- 40342-6

Printed in Germany

[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)

*Für meine Mom,  
die mich schon mein ganzes Leben lang  
ermutigt, berät und inspiriert.*



And the meteorite's just what causes the light  
And the meteor's how it's perceived  
And the meteorid's a bone thrown from the void  
That lies quiet in offering to thee

You came and lay a cold compress upon the mess I'm in  
Threw the window wide and cried, Amen! Amen!  
Amen!

Joanna Newsom, Emily





10



»Das ist nicht das Ende der Welt«, sagte Stacy.

Peter senkte den Blick. Er hatte abwesend in den Himmel gestarrt und war im Kopf die kurze Unterhaltung mit Mr McArthur immer wieder durchgegangen. Er konnte sich immer noch keinen Reim darauf machen.

»Was?«

»Ich sagte, dass es nicht das Ende der Welt ist. Dann mag dich eben ein Mensch nicht. Wenn kümmert das?«

»Du glaubst echt, dass er mich nicht mag?«

Stacy stöhnte. Sie redeten jetzt schon seit einer Viertelstunde darüber, und das war nach Peters Erfahrung circa 14 Minuten länger, als seine Freundin gern über ein beliebiges ernstes Thema sprach.

»Keine Ahnung. Vielleicht ist er neidisch auf dich oder so.«

»Warum sollte er denn neidisch auf mich sein?«

»Weil, irgendwie ...« Sie warf ihr Haar erst nach der einen Seite, dann zur anderen. Peter hatte noch nie verstanden, warum sie das machte. Vielleicht hatte sie es mal in einem Werbespot für Shampoo gesehen. Sie hatte allerdings auch tolle Haare – sie war Favoritin für die besten der Schule, wenn die Zeit für das Jahrbuch kam –, lang und milchkaffeebraun und so glatt und glänzend wie ein Basketballtrikot.

»Du hast dieses ganze Potenzial, weißt du? Irgendwie noch dein ganzes Leben vor dir. Und er sitzt an dieser Scheißschule fest und muss ständig die gleiche Scheißgeschichte unterrichten. Wenn ich jedes Jahr vor mir hätte, was ihm bevorsteht, dann würde ich mich wahrscheinlich in einer Kammer für Lernmaterial oder so was aufhängen.«

»Kann ich mir vorstellen.«

Der Gedanke, dass ein Lehrer auf einen Schüler neidisch sein mochte, war ihm noch nie gekommen. Als kleiner Junge hatte Peter sich vorgestellt, dass einem, sobald man ein gewisses Alter erreicht hatte, irgendjemand einfach all das Wissen aushändigen würde, das man brauchte, um ein Erwachsener zu sein. Aber wie sich rausstellte, funktionierte es kein bisschen so. Peters Dad hatte erst vor Kurzem zugegeben, dass er selbst im Alter von 52 noch manchmal mit der absoluten Gewissheit aufwachte, erst 24 zu sein und sein ganzes Leben, wie ein unberührtes Thanksgiving Dinner, noch vor sich zu haben. Das war vermutlich eines der vielen Rätsel des Älterwerdens, neben Glatzenbildung beim Mann, Mid-life-Crises und Erektionsstörungen. Die einzige Alternative, um sich das alles zu ersparen, nämlich nicht langsam sein gutes Aussehen, seine Zähne, Haare und am Ende den Verstand zu verlieren, bestand darin, früh den Löffel abzugeben. Aber das wollte natürlich keiner.

Mr McArthur hatte eine Glatze. Vielleicht auch Erektionsprobleme. Und mal ehrlich, welches Recht hatte Peter, sauer auf irgendeinen alternden Geschichtslehrer an der Highschool zu sein, wenn sein eigenes Leben so irre und kriminell gut war? In seinen dreieinhalb Jahren an der Hamilton war er viermal für das Basketballteam nominiert worden. Er war zweimal auf Landes- und einmal auf Bundesebene dabei ge-

wesen. Er hatte bei Stacy seine Unschuld verloren, zum 16. Geburtstag einen niedlichen Jeep bekommen und war nach ungefähr hundert irre lustigen Partys hackedicht gewesen. Und jetzt war er achtzehn. Im Herbst würde er ins sonnige Kalifornien aufbrechen (das formelle Zusageschreiben würde nicht vor März eintreffen, aber die Sportfakultät von Stanford hatte ihm versichert, er sei so gut wie drin). Und mal im Ernst, wie hart konnte das College werden? Er würde irgendeiner Verbindung beitreten und überall im Land Basketball spielen und jedes Wochenende mit seinen Teamkollegen und Verbindungsbrüdern Party machen. Stacy würde sicher an der San Francisco State genommen, sodass sie sich dauernd sehen konnten. Wenn er Glück hatte, würde er Basketballprofi werden oder sonst eben Coach oder irgendwas anderes. Er und Stacy würden heiraten, ein paar Kinder großziehen, in den Weihnachtsferien in Baja California oder Tijuana aufschlagen und sich ein geiles Sommerhaus mit Jacuzzi am Lake Chelan zulegen. So sollte das Leben laufen, oder? Einfach immer besser werden.

Aber Peter wusste, dass es nicht für jeden so lief. Er schaute Nachrichten (oder kriegte sie zumindest aus dem Augenwinkel mit, wenn seine Eltern sie einschalteten). Menschen verhungerten. Menschen verloren ihre Jobs und dann ihre Häuser. Menschen bekamen schlimme Krankheiten, erlebten hässliche Scheidungen, und ihre Kinder hatten Motorradunfälle, nach denen sie im Rollstuhl saßen. Vielleicht war Mr McArthurs Leben, seit er die Highschool beendet hatte, einfach immer schlechter geworden. Vielleicht war er deshalb wirklich neidisch.

Und wenn nicht, was zur Hölle hatte er dann im Unterricht zu machen versucht?

»Baby, hör auf, dir darüber den Kopf zu zerbrechen.« Stacy gab ihm einen trockenen Kuss auf die Wange. »Wenn ich jedes Mal außer Fassung geraten würde, wenn jemand mich nicht mag, dann, dann ...« Sie überlegte ein paar Sekunden und zuckte anschließend mit den Achseln. »Keine Ahnung. Dann wäre ich ernsthaft aus der Fassung.«

»Ja. Du hast recht.«

»Natürlich habe ich das. Und außerdem bin ich am Verhungern, also komm jetzt.«

Heute gab es panierte Hähnchenteile in der Mensa, was traditionell Grund zur Freude war (diese Chicken-Nuggets schmeckten wahnsinnig gut). Er packte sich zwei Papierschälchen voll damit auf sein Tablett, außerdem eine Lemon-Lime-Gatorade, einen Schokopudding, einen Apfel, einen Müsliriegel und ein Minischälchen schlappen Blattsalat mit geraspelter Karotte. Beim Durchqueren der Mensa fiel ihm das frisch gefärbte Haar seiner kleinen Schwester ins Auge. (Das Waschbecken in ihrem gemeinsamen Bad sah immer noch aus, als habe ein irischer Kobold sich dort übergeben und sei dann darin verendet.) Sie aß zusammen mit ihrem komischen Freund am Tisch der komischen Typen. In seiner Vorstellung konnte Peter immer noch eine viel jüngere Version von ihr sehen, die neben ihm auf dem Wohnzimmersofa saß und mit ihren Legos spielte. Doch das war vor ihrer Verwandlung in etwas Weibliches und Unergründliches.

»Alter, bist du okay?« Peter schaute hoch und sah die Hand seines besten Freundes, Cartier Stoffler, vor seinem Gesicht herumwedeln. »Ich habe schon ungefähr drei von deinen Chicken-Nuggets gegessen.«

»Ja, sorry. Ich habe heute einen komischen Tag. Weil ein Lehrer was zu mir gesagt hat.«

»Hast du Ärger?«

»Nein, das nicht. Ist schwer zu erklären.«

»Ich erklär dir jetzt mal meinen Trick bei den Lehrern, ja? Erstens, hör ihnen niemals zu.«

»Brillant.«

»Damit habe ich es immerhin bis hierher geschafft«, sagte er und warf sich ein ganzes Stückchen Hühnerfleisch auf einmal in den Mund.

Peter lachte so überzeugend, wie er konnte. Cartier war eigentlich ziemlich gut darin, ihn aufzuheitern, aber heute brachte das nichts. Mr McArthurs Frage hatte irgendwie ein schwarzes Loch erzeugt, das scheinbar alles Gute rundherum in sich einsaugte. Oder eigentlich machte es alles Gute mies. Etwa, dass die Highschool fast vorbei war. Dabei war das einzig wirklich Blöde daran, dass Cartier sich an der Washington State beworben hatte, um Bierbrauen zu lernen, anstatt es an irgendeinem College in Kalifornien zu versuchen. Sie waren seit ihrem ersten Tag an der Highschool befreundet und so unzertrennlich, dass Coach Duggie sie »Cookies and Cream« getauft hatte. (Obwohl Cartier schwarz war, beharrte er darauf, die Sahne zu sein, weil er sich so geschmeidig bewegte.) Sie hatten sich ihre erste Flasche Bier geteilt, ihren ersten Joint, die Lösungen für die Hausaufgaben und in der zehnten Klasse ein paar Wochen lang sogar Amy Preston, die es geschafft hatte, ihnen einzureden, dass es für ein Mädchen ganz normal sei, zwei Freunde gleichzeitig zu haben. Und natürlich blieben ihnen immer noch die Ferien – Thanksgiving und Weihnachten und das lange, lange Wochenende namens Sommerferien –, aber es würde nicht mehr das Gleiche sein. Sie hatten bereits aufgehört, so viel zusammen abzuhängen wie früher.

Das Schmerzlichschte daran war nicht, dass sie keine Freunde mehr sein würden, sondern dass diese Tatsache ihnen nicht mal was ausmachen würde.

Und falls es ihm und Cartier nicht gelänge, in Verbindung zu bleiben, wer sagte dann, dass er und Stacy sich nicht auch trennen würden? Wenn Peter jedes Wochenende irgendwo zu einem Spiel unterwegs wäre und sie allein blieb. Würde sie ihm dann wirklich treu sein? Würde er ihr treu sein? Würde irgendwas aus den vergangenen vier Jahren in vier Jahren überhaupt noch zählen?

Diese Schwarzes-Loch-Gedanken verließen ihn die ganze Mittagspause hindurch nicht. Danach folgten zwei anstrengende Stunden in der Turnhalle, mit Sprints ohne nachzudenken und instinktiv ausgeführten Wurfübungen. Also hatte er erst wieder Zeit zum Nachdenken, als er unter der dampfenden Dusche in der Umkleide stand. Und da war Mr McArthurs Frage wieder – »Würde das ein Pyrrhussieg sein?« –, die in seinem Kopf festsäß, wie einer dieser banalen Popsongs, von denen man nur den Refrain kannte.

Er machte einen Zwischenstopp im Geschichtstrakt von Bliss Hall. Falls Mr McArthur für heute schon gegangen war, dann hätte sich die Sache erledigt. Und falls nicht, nun ja, dann konnte Peter wenigstens dafür sorgen, dass dieser dämliche Song ihm aus dem Kopf ging.

Es war das letzte Januarwochenende und in Seattle bedeutete das gnadenlos kurze Tage. Man betrat die Turnhalle bei hellem Tageslicht, und wenn man wieder rauskam, versank die Sonne so schnell hinterm Horizont, dass man meinen konnte, sie sei auf der Flucht. Peter verließ die Umkleide um kurz nach sechs, und das einzig übrige Tageslicht war ein

flüchtiger rötlicher Schimmer am Horizont. Er zog den Reißverschluss seiner North-Face-Jacke hoch und schob die Hände in die fleecegefütterten Taschen. Seine Mom hatte ihm zu Weihnachten Lederhandschuhe gekauft, aber er hatte aufgehört sie zu tragen, nachdem Stacy gemeint hatte, er sähe damit aus wie die Typen, die Kindern anboten, ihnen die Lutscher zu zeigen, die sie in ihrem Auto hätten. Die einzigen Schüler, die jetzt noch den Campus bevölkerten, waren die von den beiden extremen Enden des Arbeit-Freizeit-Spektrums: die Streber, die noch in der Bibliothek ackerten, und die Skater und Faulenzer, die nicht wussten, wohin sonst. Man konnte das ferne Klacken und Rollen ihrer Skateboards sogar in Bliss Hall hören.

Peter klopfte an Mr McArthurs Tür und hoffte fast, keine Antwort zu bekommen.

»Herein.«

Das Arbeitszimmer war so vollgestellt, dass die Tür gegen einen Hocker in der Ecke stieß und Peter sich durch den schmalen Spalt schieben musste. Mr McArthur war allein – seine zwei Kollegen, mit denen er sich dieses Büro teilte, waren für heute wohl schon nach Hause gegangen. Er saß auf einem braunen Plastikstuhl vor einem schmalen Schreibtisch, auf dem sich unbenotete Aufsätze stapelten. Peter war noch nie gut darin gewesen, das Alter von Leuten zwischen 25 und 60 zu schätzen, aber er vermutete, dass Mr McArthur so Ende vierzig sein musste. Auf seiner Stirn waren ein paar Falten zu sehen, die nicht mehr weggingen, aber die ließen ihn nicht unbedingt alt, sondern eher permanent besorgt wirken. Bei den Schülern war er beliebt. Galt als engagiert, aber nicht zudringlich. Peter hatte ihn immer ganz gern gemocht – bis heute.

»Hallo, Mr Roeslin. Machen Sie sich's gemütlich.«

»Danke.«

Peter setzte sich auf ein kleines Sofa. Ein abgenutztes Stoffhäschen lag mit dem Gesicht nach unten auf einem der Kissen. Die einst pinkfarbenen Stellen daran waren vom Alter ergraut. Mr McArthur schrieb B+ auf den Aufsatz, den er gerade korrigierte, und umkringelte die Note zweimal. Sein Stift war nicht der übliche Filzler, sondern irgendwas Eleganteres mit diamantförmiger Metallfeder. Er steckte den Deckel darauf und legte ihn beiseite.

»Also, was kann ich für dich tun?«

Peter hatte sich nicht wirklich überlegt, was er sagen würde, und jetzt drängelten sich die Möglichkeiten in seinem Kopf, fielen übereinander, wie eine Verteidigung, die unter einem massiven Angriff zusammenbrach. »Ich wollte einfach, also, wir haben uns doch heute unterhalten, ja? Und Sie haben mir diese Frage gestellt, über einen Sportstar oder so, und Sie haben davon geredet, was ich so mache, erinnern Sie sich? Oder was ich vielleicht mache. Ich meine, so habe ich Sie jedenfalls verstanden. Verstehen Sie überhaupt, wovon ich da rede?«

»Vielleicht«, sagte Mr McArthur mit einem geduldigen Lächeln.

Peter tätschelte gedankenverloren den Stoffhasen und versuchte, sich daran zu erinnern, was genau vorgefallen war. Sie hatten den Begriff »Pyrrhussieg« durchgenommen, der aus der Römerzeit stammte und bedeutete, dass man etwas gewann, zum Beispiel eine Schlacht, aber um zu gewinnen, so viel verlieren musste, dass man in Wirklichkeit eben doch nicht gewonnen hatte. Mr McArthur hatte die Klasse gefragt, ob jemand ein Beispiel aus dem Alltag dazu einfiel.

Keiner ging darauf ein, also meldete Peter sich und sagte, ein gewonnenes Basketball- oder Footballspiel, bei dem sich der beste Spieler einer Mannschaft verletzt, wäre ein Beispiel. Mr McArthur hatte genickt, Peter aber dann mit seinen ernstesten Augen und der inquisitorisch gerunzelten Stirn angesehen und gesagt: »Und wenn du ein berühmter Sportler wirst und massenhaft Geld verdienst und große Häuser kaufst und schnelle Autos fährst, aber wenn deine Zeit im Rampenlicht abgelaufen ist und du am Ende unglücklich bist, weil du nicht weißt, welchen Sinn dein Leben überhaupt hatte. Wäre das dann ein Pyrrhussieg?«

Er hatte die Frage im Raum stehen lassen. Und dann hatte Andy Rowen gesagt: »Ich hätte trotzdem nichts dagegen.« Daraufhin hatte die ganze Klasse gelacht und sie waren zu Cäsar zurückgekehrt.

Aber Peter konnte nicht aufhören zu denken, dass Mr McArthur wahrscheinlich recht hatte: Es würde in der Tat ein Pyrrhussieg sein. Denn wenn die goldenen Zeiten vorbei waren und man auf seinem Sterbebett lag, während das ganze Leben noch mal rasch an einem vorbeizog, wäre es dann nicht ziemlich deprimierend, sich vorzustellen, dass man die besten Jahre seines Lebens mit einem *Spiel* vergeudet hatte?

Dieser Gedanke plagte Peter jetzt seit sechs Stunden, obwohl er gar nicht so recht wusste, wie er das in Worte fassen sollte. Zum Glück sprang ihm Mr McArthur endlich doch bei.

»Peter, es tut mir leid, wenn es heute so gewirkt hat, als würde ich dich kritisieren. Ich mag dich. Und ich habe schon eine Menge beliebter Kids diese Schule absolvieren gesehen. Diejenigen, die immer oben schwimmen, meine ich. Den meisten steigt das zu Kopf, aber ich glaube, dir nicht.«

Dieses Kompliment machte Peter verlegen. Er schaute an die Wand, wo immer noch ein leerer Adventskalender hing. Mit geöffneten Türchen. Er hatte eine Standpauke von Mr McArthur erwartet, kein Lob. »Kann sein.«

»Die meisten Kids hätten nicht länger über meine Äußerung nachgedacht. Also, was glaubst du, warum sie dich so beschäftigt?«

»Keine Ahnung.«

»Okay. Dann lass mich dir folgende Frage stellen: Was macht ein Buch zu einem richtig guten Buch?«

»Ich lese eigentlich nicht so viel. Abgesehen von der Pflichtlektüre, meine ich.«

»Dann werde ich es dir sagen. Die besten Bücher handeln nicht von Dingen, über die du noch nie nachgedacht hast. Sie handeln von Dingen, über die du schon *immer* nachgedacht hast, bei denen du aber meinstest, keiner sonst würde sich über sie Gedanken machen. Du liest sie und plötzlich bist du ein kleines bisschen weniger allein auf der Welt. Du bist Teil dieser kosmischen Gemeinschaft von Leuten, die alle schon über diese Sache nachgedacht haben, egal um was es sich dabei zufällig handelt. Ich glaube, genau das ist dir heute passiert. Diese Furcht, deine Zukunft zu vergeuden, die war schon in deinem Kopf. Ich habe sie dir nur vor Augen geführt.«

Diese Erklärung rührte an irgendwas in Peters Innerem. »Vielleicht.«

»Peter, es ist eine gute Sache, sich darum zu sorgen, ob das eigene Leben einen Sinn hat. Bist du eigentlich religiös?«

»Ich schätze schon. Ich meine, ich glaube an Gott und so.«

»Das ist dann schon mal was. Beim Glauben geht es vor allem um dessen Bedeutung für einen selbst. Und du musst

mich entschuldigen, wenn das eine zu persönliche Frage ist, aber hast du schon mal einen Menschen verloren? Ich meine jemanden, der dir richtig nahestand?«

»Ja«, sagte Peter und empfand eine gewisse Ehrfurcht vor Mr McArthurs Intuition. »Meinen großen Bruder. Vor ein paar Jahren. Warum?«

»Mein Vater starb, als ich noch sehr jung war. Das zwang mich zur Auseinandersetzung mit Dingen, die viele meiner Altersgenossen einfach noch ignorieren konnten. Die großen Fragen. Klingt das für dich vertraut?«

»Ich weiß nicht genau.«

Mr McArthur schwieg und schien abzuwarten, ob Peter noch mehr dazu sagen würde, dann hob er seine raupenförmigen Augenbrauen. »Was ich sagen will, Peter, ist, dass du zu den Leuten gehörst, die nicht nur mit Talent, sondern mit Bewusstsein gesegnet sind. Und das bedeutet, du hast die Wahl, was du mit deinem Leben anfangen willst. Anstatt dass das Leben für dich entscheidet. Aber diese Macht, die Möglichkeit zu entscheiden, kann ein zweischneidiges Schwert sein. Weil du dich eben auch falsch entscheiden kannst.«

»Und woher weiß man, ob man sich falsch entschieden hat?«

»Sag du es mir. Denkst du, es ist besser, bei etwas Lohnenswertem zu scheitern, als Erfolg in etwas Bedeutungslosem zu haben?«

Peter antwortete, ohne zu überlegen. »Bei etwas Lohnenswertem zu scheitern.« Die Schlussfolgerung aus seiner Antwort traf ihn wie ein Ellbogen in den Solarplexus.

Mr McArthur lachte. »Du siehst ziemlich entsetzt drein!«

»Na ja, Sie sagen ja quasi, ich soll mit der einzigen Sache aufhören, die ich je gut konnte.«

»Nein. Ich sage dir nicht, du sollst aufhören. Ich sage, du sollst abwägen. Ich sage, entscheide. Und wenn du willst, kannst du auch alles ignorieren, was ich heute gesagt habe.«

»Kann ich das?«

»Ich schätze, das hängt davon ab, welche Art Mann du werden möchtest.« Mr McArthur stand auf und streckte ihm die Hand hin. »Ich bin mir sicher, du wirst draufkommen. Komm jederzeit bei mir vorbei, wenn du darüber reden möchtest.«

Peter erhob sich ebenfalls. Er war ein paar Zentimeter größer als Mr McArthur, aber er fühlte sich so klein wie schon seit Jahren nicht mehr. Sie gaben sich die Hand. Als Peter schon gehen wollte, rief der Lehrer ihm nach: »Hey, Peter?«

»Ja?«

»Der Hase.«

Peter schaute nach unten. Tatsächlich hielt er den alten Stoffhasen mit seiner linken Hand so fest umklammert, dass dessen Gesicht nur noch ein Knubbel war.

»Entschuldigung«, sagte Peter und warf ihn zurück auf die Couch.

Als er wieder nach draußen trat, war es inzwischen völlig dunkel. Peter fühlte sich wie ein vollkommen anderer Mensch. All seine Gewissheiten waren mit dem Tageslicht verschwunden. Der Himmel war so perfekt, dass er fast fremd wirkte: Auf einem auberginefarbenen Hintergrund leuchtete ein einziger heller Stern, blau wie ein Saphir, wie ein Fleck von Nachmittag, den jemand vergessen hatte, wegzuwischen.

Peter hörte in der Nähe eine Tür aufgehen. Jemand kam aus dem Kunsttrakt, eingewickelt in einen kunterbunten

Schal, von dem er mit Sicherheit wusste, dass die Person ihn selbst gestrickt hatte – Eliza Olivi. Es war das erste Mal seit fast einem Jahr, dass sie beide allein waren. Und dann passierte das ausgerechnet heute? Wie nannte man das? Eine Fügung?

»Eliza«, rief er. »Siehst du den Stern da? Ist der nicht irre?«

Aber obwohl sie ihn gehört haben musste, ging sie einfach weiter.

# Eliza

Es begann alles vor einem Jahr.

Eliza hatte wie immer lange im Fotolabor gearbeitet. Sie verbrachte den Großteil ihrer Freizeit hier. Allein mit ihren Gedanken, ihrer Lieblingsmusik und ihrer *Vintage Exakta VX* (eine Art Abschiedsgeschenk ihrer Mutter, als diese nur ein paar Wochen nach Elizas vierzehntem Geburtstag mit ihrem neuen Freund nach Hawaii gegangen war). Es war die gleiche Kamera, die Jimmy Stewart in *Das Fenster zum Hof* benutzt. Mit schwarzem Leder für den guten Griff und dem breiten, polierten Metallstreifen in der Mitte. Die Räder obendrauf waren maschinell geriffelt und drehten sich mit lauten, befriedigenden Klicks. Eliza hatte die Kamera immer in einem Seitenfach ihrer Tasche bei sich, um sie in einem dringenden ästhetischen Fall schnell zur Hand zu haben. Schnell ziehen, wie ein Cowboy mit seinem Sechs-Schuss-Colt. Immer bereit, das flüchtige Bild festzuhalten.

Sie hielt die Fotografie für die großartigste aller Künste, weil sie Junkfood und Gourmetküche zugleich war. Denn man konnte in ein paar Stunden Dutzende Bilder schießen und dann Dutzende Stunden damit zubringen, nur ein paar davon zu perfektionieren. Sie liebte auch, dass, ausgehend von einem kreativen Moment, daraus eine Reihe von sys-

tematischen Tätigkeiten wurde. Organisiert, geordnet und klar: das Anmischen des Entwicklerbads, das Entwickeln der Negative, Auswahl der besten Aufnahmen und deren Vergrößerung, Zusehen, wie die Bilder auf einem leeren weißen Papier erschienen – quasi eine Art umgekehrte Waschmaschine. Eine Leine mit wehenden sauberen Laken entwickelte langsam Flecken, und dann hängte man sie zum Trocknen auf, um sie für immer zu fixieren. Dazu kam noch die Umgebung, dämmerig und dunkel, alles perfekt kalibriert für die Kreativität: vom sinnlich roten Schein der Laborlampen bis zu den stillen, flachen Seen, in denen ihre Abzüge schwammen wie totes Laub auf einem Teich. Wenn sonst keiner da war, konnte sie ihr Handy in die Dockingstation stecken und *Radiohead* oder *Mazzy Star* so laut aufdrehen, dass die Wände vom Beat vibrierten und die Welt draußen auslöschten. In diesem Kokon aus Sound und rötlichem Licht vermochte Eliza sich vorzustellen, sie sei der letzte Mensch auf der Erde. Deshalb erschrak sie auch dermaßen, als jemand sie plötzlich sanft an der Schulter berührte, während sie einen sich gerade entwickelnden Abzug nach den ersten Spuren von Schönheit absuchte.

Sie fuhr herum und hieb abwehrend mit der Hand wie nach einer Stechmücke. Ein Junge zuckte zur Seite und hielt sich die Wange.

»Oh Shit!«, sagte sie.

Sie lief zur Dockingstation und drehte die Musik leiser. Der Junge schüttelte den Kopf, wie um ihn klar zu bekommen, und richtete sich zu seiner unglaublichen Größe auf. Es ärgerte Eliza, dass sie ihn erkannte. So wie man nicht anders kann, als Hollywoodstars auf den Titelbildern von Zeitschriften zu erkennen, selbst wenn man eigentlich alles

verachtet, was sie symbolisieren. Es war Peter Roeslin vom Basketballteam ihrer Highschool.

»Du hast mich überrascht«, sagte sie und ärgerte sich darüber, dass sie ihn geschlagen hatte.

»Sorry.«

Er stand so groß und schlank im Halbdunkel wie die Silhouette eines abgestorbenen Baums.

»Hey, was ist das denn?«, fragte er und zeigte auf die Abzüge, die an einer Leine trockneten.

»Bilder. Kann ich irgendwas für dich tun?«

Dass sie so kurz angebunden war, steckte er locker weg. »Ach, bloß die Musik. Wir haben oben eine Versammlung. Schülerrat.« Er ging näher an eines der Bilder heran. »Was hast du da fotografiert?«

»Nichts Richtiges.«

»Ich bin in Kunst die totale Niete. Deshalb bin ich auch superneidisch auf Leute wie dich.«

»Danke, falls das ein Kompliment sein sollte.«

»Warum sind die alle schwarz-weiß?«

»Warum interessiert dich das?«

»Keine Ahnung. Es interessiert mich eben. Sorry.«

Jetzt fühlte sie sich schlecht, weil sie so ruppig war. »Nein. Ist schon okay. Man kann es nur schlecht erklären. Ich finde Schwarz-Weiß-Bilder ehrlicher. Farbe hat keine ... Integrität.« Besser konnte sie es mit Worten nicht ausdrücken. Um ihm die Frage wirklich zu beantworten, hätte sie ihm zeigen müssen, dass das Schwarz auf Farbfotos immer rot verfärbt oder mit gelben Flecken versehen war. Das Weiß eher zu cremefarben tendierte. Wie Grautöne häufig mit Blau kontaminiert waren. Eliza hatte schon immer gefunden, dass Belletristik, als Fiktion, die Realität besser einfing als Sachbücher.

(Zumindest galt das für ihre Realität.) Genauso spiegelten Schwar-Weiß-Fotos die Welt, wie sie sie sah, getreulicher als Farbfotos. Manchmal träumte sie in Schwarz-Weiß.

»Schau dir dieses Kind an«, sagte Peter und zeigte auf eines der Bilder. »Armer kleiner Kerl!«

»Stimmt. Er ist irgendwie verblüffend.«

Das Foto, das Peter meinte, war zufällig ihr liebstes. Sie hatte es vor einer privaten Grundschule gemacht, die nur ein paar Blocks von der Hamilton entfernt lag. Zufällig war Eliza vorbeigekommen, als die Kinder sich gerade mühten, sich für eine Feueralarmübung in alphabetischer Reihenfolge aufzustellen. Er war kleiner als die anderen in seiner Reihe und angezogen, als wäre er zehn Jahre älter: mit gebügelter heller Stoffhose, Button-down-Hemd und einer kleinen Fliege. Dieses Outfit wäre aber nicht mal als cool durchgegangen, wenn er wirklich zehn Jahre älter gewesen *wäre*. An jeder Schule gab es so ein Kind. Der Junge stand genau in der Mitte seiner Reihe – ein Fixpunkt –, während die anderen auf beiden Seiten zu einem unterbelichteten, schwirrenden Schwarm verschwammen. Man konnte die harten Jahre der Pubertät, die noch vor ihm lagen, schon sehen. Ein Minenfeld aus verlegenen Zurückweisungen auf Tanzflächen und einsamen Freitagabenden. Er war ein Gefangener seiner Erziehung. Verurteilt.

»Manchmal fühle ich mich wie dieser Junge«, sagte Peter.

»Machst du Witze? In welcher Hinsicht solltest du denn bitte wie dieser Junge sein?«

»Im Weitermachen, weißt du. Im Bravsein.«

»Und was würdest du machen, wenn du nicht dauernd brav sein müsstest?«

Sie hatte nicht beabsichtigt, dass es so klang, als flirtete sie,

aber in einer Dunkelkammer war alles irgendwie intimer. Peter schaute zu ihr herab, und Eliza merkte, wie ihr Herz schneller schlug. Das war doch verrückt. Sie wusste nicht das Geringste über ihn. Und klar, rein objektiv betrachtet, war er ein attraktiver Kerl. Doch sie hatte schon immer die künstlerisch und bisschen kriminell angehauchten Typen bevorzugt – die sich schon ihre ersten Tattoos geleistet hatten und mit 21 aussahen wie eine wandelnde Mauer mit Graffiti. Oder zumindest hatte sie sich das eingeredet. In der Realität hatte sie noch gar keinen richtigen Freund gehabt. Ihre Jungfräulichkeit hatte sie quasi aus Versehen in einem Sommercamp für angehende Künstler verloren. An einen blassen Goth-Jungen, der immer nur verwelkte Blumen malte. Aber wie sie jetzt so im unnatürlich blutroten Zwielflicht stand, nur eine Handbreit von einem schönen Fremden entfernt, der zufällig dem Königshaus der Schule angehörte, da spürte sie dieses innere Verlangen oder zumindest das Verlangen danach, begehrt zu werden.

»Ich weiß nicht«, sagte er leise. »Manchmal kotzt es mich einfach an. Jeden Tag zum Training zu gehen. Genügend zu lernen, um durchzukommen. Mit meiner Freundin klarzukommen.«

Eliza hatte seine Freundin vor Augen. Stacy Soundso. »Die hab ich schon mal gesehen. Brünett, oder? Mehr Make-up als Gesicht?«

Peter lachte, und trotz der Dunkelheit konnte Eliza den Moment sehen, in dem ihm bewusst wurde, dass er darüber nicht hätte lachen dürfen. Er lenkte sich dadurch ab, dass er wieder auf ihre Fotos schaute. »Ich wünschte, ich könnte so was. Ich wünschte, ich könnte ...«

»Du könntest was?«

Seine Augen sahen in diesem Licht rotbraun aus. Und sie waren zu nah. Er legte die Arme um sie und zog sie an sich. Dann stießen ihre Münder hart zusammen und er hob sie vom Boden hoch. Sie hörte die Fixierflüssigkeit aus der Wanne schwappen und auf den Boden platschen. Er setzte sie auf den Tisch und küsste sie immer noch. Seine Zunge fühlte sich in ihrem Mund ein bisschen rau an. Seine Hände schoben sich gerade unter ihren Rock, als flackernd das Deckenlicht anging.

Ein mageres blondes Mädchen stand zwischen den schwarzen Vorhängen am Türrahmen und hatte den Mund so weit offen wie eine Zeichentrickfigur, wenn sie Entsetzen ausdrücken soll.

»Bist du bescheuert?«, sagte Eliza. »Das ist eine Dunkelkammer! Mach gefälligst das Licht aus!«

Das Mädchen drehte sich um und rannte hinaus. Dabei klang das Klackern ihrer Absätze auf den Fliesen wie Gekicher.

»Shit!«, sagte Peter.

»Wen kümmert's?«

»Sie ist eine Freundin von Stacy.« Er wollte ihr schon nachrennen, blieb aber vor der Tür abrupt stehen. »Hör mal. Das hier tut mir leid.«

Eliza zupfte an ihrer Bluse. »Mach dir keine Gedanken.«

Er wollte noch etwas sagen, ließ es aber bleiben und ging.

Eliza staunte über ihr eigenes Verhalten, ganz zu schweigen von der Plötzlichkeit dieses Kusses, aber sie machte sich keine besonderen Sorgen. Selbst wenn Stacy davon erfuhr, was konnte dann schlimmstenfalls passieren? Eine Auseinandersetzung? Ein Zickenkrieg? War ein einziger Kuss wirklich so eine große Sache, in Anbetracht des großen Ganzen?

Ja, lautete die Antwort. Ja, das war er.

Als Eliza am nächsten Morgen in die Schule kam, hatte schon jemand ein Wort in riesigen schwarzen Lettern auf ihren Spind gesprüht: N-U-T-T-E. Das gleiche Wort war auf ein paar Hundert Schnipsel aus blau kariertem Papier geschrieben worden, die herausquollen, als sie ihn aufschloss. Wie eine kleine Flut von Anti-Valentinstag-Karten. Missgünstige Blicke musterten sie aus allen Ecken der Mensa, und ein paar Mädchen machten sogar Umwege, um sie auf den Fluren im Vorbeigehen mit der Schulter anzurempeln.

Der erste Tag war schockierend. Der zweite brachte sie zur Weißglut. Und an jedem weiteren Tag wurde es noch ein bisschen trauriger. Ihre Isolation wuchs kontinuierlich. Mit allen Möglichkeiten der sozialen Medien zu ihrer Verfügung hatten Stacy und ihre Freundinnen die Gerüchte verbreitet. Selbst unter den Schülern im ersten und zweiten Jahr, sodass überall, wo Eliza auftauchte, getuschelt, mit dem Finger auf sie gezeigt und vielsagend gegrinst wurde. Sie, die immer stolz darauf gewesen war, sich unterhalb des Radars zu bewegen, war plötzlich ins Scheinwerferlicht gezerrt worden. Als die Hauptfigur in einer schlechten Schulaufführung von *Der scharlachrote Buchstabe*.

Es war ein absolutes, irreversibles Desaster. In jeglicher Hinsicht, Form und Gestalt.

Und im Laufe des Jahres wurde alles noch viel, viel schlimmer.

.....

»Hey, Judy«, sagte Eliza zu der Krankenschwester, die am Empfang arbeitete. »Ist mein Dad wach?«

»Sollte er sein. Geh einfach rein.«

»Danke.«

Sie ging an der Rezeption vorbei und den Flur entlang, war aber so abwesend, dass sie am Zimmer ihres Vaters vorbeilief. Aus irgendeinem dämlichen Grund konnte sie nicht aufhören, an Peter zu denken, der ihr an diesem Nachmittag etwas über den Schulhof hinweg zugerufen hatte. Sie hatte sich dermaßen darauf konzentriert, ihn zu ignorieren, dass sie sich jetzt nicht einmal mehr daran erinnerte, was er gerufen hatte. Irgendwas wegen des Himmels?

»Hey, Dad.«

»Wenn das nicht Lady Gaga ist!«, sagte er und setzte sich in seinem Bett auf. Sie hatte sich daran gewöhnt, ihn so zu sehen, abgemagert und haarlos, an Schläuchen hängend und mit nichts als einem geblühten Nachthemd am Leib.

»Noch einmal: Ich möchte offiziellen Protest gegen die Verwendung dieses Spitznamens einlegen.«

»Du weißt doch, ich mache nur Spaß. Gaga ist im Vergleich zu dir eine verdammte Hexe.« (Seit Eliza denken konnte, hatte ihr Vater in ihrer Gegenwart wie ein Matrose geflucht. Es hieß sogar, die ersten Schritte von Klein Eliza seien von dem wiederholten Ausruf: »Sieh sich einer an, wie das Kind verdammt noch mal läuft!«, begleitet worden. Und auch wenn Elizas Mom ziemlich ernsthaft gegen diesen konstanten Strom ordinärer Äußerungen gekämpft hatte – seit sie die Stadt verlassen hatte, war ihr Recht, irgendjemand für irgendwas zu verurteilen, verwirkt.)

»Stimmt nicht, aber danke trotzdem.«

Eliza nahm ihren üblichen Platz auf einem Stuhl am Fenster ein und fing mit den Hausaufgaben an. Ihr Dad schaute inzwischen fern und flirtete mit den Schwestern.

Er besaß immer noch einen charmanten, leichten Akzent aus seiner Kindheit in Brooklyn. Und obwohl in den Jahren seit der Scheidung durchaus ein paar Frauen interessiert gewesen wären, hatten alle die Segel gestrichen, sobald ihnen klar wurde, dass er über seine Exfrau noch nicht hinweg war.

»Ich brauche nur noch ein bisschen mehr Zeit«, hatte er immer gesagt.

Aber die Zeit war ihm davongelaufen. Auch wenn es schwer zu glauben war, aber die Damen standen nicht gerade an der Krankenhaustür Schlange.

Bis ihr Dad krank geworden war, hatte Eliza das Universum für einen einigermaßen ausgeglichenen Ort gehalten. Sie meinte, abgesehen von den Superglückspilzen und Superpechvögeln, würden die meisten Leute summa summarum ungefähr gleich viel Gutes und Schlechtes in ihrem jeweiligen Leben zugeteilt bekommen. Das bedeutete, wenn man zufällig wegen eines einzigen blöden Kusses vor das Scherbengericht der eigenen Highschool gezerrt worden war, stand einem eigentlich irgendwas Gutes zu. Das wäre ja nur fair.

Aber nicht lange nach Elizas verbotenem Moment mit Peter in der Dunkelkammer war ihr Dad mit seltsam hartnäckigen Bauchschmerzen und leichtem Fieber ins Krankenhaus gekommen. Nach einer Menge von Tests, die einer Laborratte zur Ehre gereicht hätten, wurde die Diagnose von einem nüchternen Onkologen mit dem Mitgefühl eines Navigationsgeräts, nachdem man falsch abgebogen ist, verkündet: Bauchspeicheldrüsenkrebs im Stadium III. Genau so gut hätte der Typ eine schwarze Kutte tragen und eine Sense bei sich haben können. Zuerst konnte Eliza es gar

nicht glauben; wo sie doch auch so schon genug Mist am Hals hatte. Aber die Diagnose war ihr Vorgeschmack auf ein – wie sie inzwischen wusste – fundamentales Lebensprinzip gewesen: Die Dinge waren niemals so schlecht, dass sie nicht noch schlechter werden konnten. Ungefähr einen Monat lang hatte sie ununterbrochen geweint. Im Unterricht, im Bus, in ihrem Zimmer, in Wartebereichen. Allein und an der Seite ihres Vaters, während er Chemobehandlungen bekam, von denen die Ärzte sagten, die Wahrscheinlichkeit, dass sie etwas anderes bei ihm bewirken würden als Übelkeit, sei sehr gering. Ihre Trauer ging so tief, dass sie sie veränderte. Sie wurde so hart und gefühllos wie ein gefrorener Stock. Zuvor war sie wie eine Aussätzige übers Schulgelände gegangen, den Blick ständig gesenkt. Aber wenn jetzt irgendeine Zicke in der Schlange vor dem Essen sie dazu bringen wollte, die Augen niederzuschlagen, dann starrte Eliza einfach zurück, bis die andere so nervös wurde, dass sie wegschaute. Das Seltsamste war, dass ihre eisige Haltung ihr einen gewissen Respekt einbrachte (der Unterschied zwischen Kälte und Coolness war schließlich nur ein gradueller). Madeline Seferis – auch bekannt als Madeline Syphilis – freundete sich mit ihr an. Diese berüchtigt promiskuitive Zwölfklässlerin machte sie mit einer neuen Form der Selbstbetäubung bekannt: Dafür zog sie sich einen Minirock an, klatschte sich eine Menge Make-up ins Gesicht und ging in die Klubs, wo die Türsteher sich nicht die Ausweise zeigen ließen und die Jungs vom College einem die Drinks spendierten. »Wenn du diesen Ruf schon weghast«, sagte Madeline, »dann kannst du doch genauso gut deinen Spaß haben.«

Aber Madeline war im vergangenen September aufs Col-

lege gegangen und Eliza blieb wieder sich selbst überlassen. Die Chemo bewirkte, dass die Tumore ihres Vaters langsamer wuchsen, aber gute Neuigkeiten sind relativ, wenn man es mit einer tödlichen Krankheit zu tun hat. Statt nur noch ein paar Monaten gaben ihm die Ärzte jetzt ein Jahr. So konnte man Glück haben, ohne Glück zu haben. Gewinner sein und trotzdem verlieren.

»Zeit fürs Abendessen«, sagte eine Schwester, die wie eine Kellnerin mit einem Tablett auf jeder Hand hereinkam.

Sie aßen die zu weich gekochten Penne und den zu süßen Pudding. Dabei wurde Eliza klar, dass sie inzwischen den größten Teil ihrer Mahlzeiten von Cafeteria-Tabletts aß.

»Der Doc sagt, der Stent kann so bleiben, also werde ich wahrscheinlich morgen zu Hause sein.«

»Toll.«

»Und was ist mit dir? Irgendwas Interessantes heute in der Schule passiert?«

»Nicht wirklich. Obwohl, irgendwie schon. Erinnerst du dich an Peter?«

»Du meinst den Peter vom letzten Jahr?«

»Genau. Der hat heute versucht, mit mir zu reden. Zum ersten Mal seit ... du weißt schon.«

Ihr Dad schüttelte den Kopf. Er kannte die ganze Geschichte. »Dieses Arschloch. Dem ist ja überhaupt nichts Gescheites eingefallen.«

»Stimmt.«

»Warte mal.« Er stupste behutsam mit seiner Gabel gegen ihr Kinn. »Du interessierst dich doch nicht etwa für ihn, oder?«

»Machst du Witze? Er hat schließlich sozusagen mein Leben ruiniert.«

»Ich weiß. Aber deine Mom hat mir auch das Leben ruiniert, und du weißt, wie ich für sie empfinde.«

»Weiß ich.« Eliza kannte seine Gefühle, sie verstand sie bloß nicht. Wie konnte man jemand, der einen erst betrogen hatte und dann davongelaufen war, weiter lieben? »Aber die Antwort ist nein. Ich bin nicht interessiert. Er kann sich verpissen und krepieren, mir doch egal.«

»Das ist mein süßes Mädchen.«

Nach dem Abendessen gab sie ihrem Vater einen Kuss und nahm sich zehn Dollar aus seinem Portemonnaie für den Krankenhausparkplatz. Weil sie jetzt nicht allein zu Hause sein wollte, fuhr sie in Richtung *Crocodile*, um einen Drink zu nehmen und vielleicht ein bisschen zu tanzen.

Der Typ, der sie an der Bar ansprach, war wahrscheinlich 22. Er hatte einen hübsch gepflegten blonden Afro und das unbeschwerte Selbstvertrauen aller Dummen. Sie tanzten und machten ein bisschen rum.

Und die ganze Zeit über dachte Eliza an Peter. Peter, der sich manchmal fühlte wie ein kleiner Junge mit einer Fliege. Peter, der zugelassen hatte, dass seine Freundin Elizas Ruf zerstörte. Peter, der immer noch mit dieser Freundin zusammen war.

Zum Teufel mit ihm.

»Hast du Lust, noch mit zu mir zu kommen?«, fragte der Typ mit dem blonden Afro.

»Ich gehe nicht mit Fremden nach Hause«, sagte Eliza. »Aber du kannst mit zu mir kommen.«

Er sagte, das sei doch cool. Das fanden sie immer.

Vor dem *Crocodile* stand eine Gruppe Punker in einer Wolke aus warmem Atem und Zigarettenrauch. Eliza kannte einen von ihnen aus der Schule – Andy Rowen.

Er hatte schulterlanges braunes Haar und begann endlich die vulkanische Akne zu überwinden, die ihn seit der Pubertät plagte. Sie hatte einmal Gras von ihm gekauft und er hatte ihr Rabatt gegeben.

»Eliza!«, sagte er jetzt. »Meine Fresse!«

Sein Erstaunen darüber, sie außerhalb des Schulgeländes zu sehen, war so aufrichtig, dass sie sich fast für ihn genierte.

»Hi, Andy.«

»Wo wollt ihr denn hin? Setzt euch doch dazu und hängt mit uns ab.«

»Sorry, aber wir gehen gerade.«

Andy sah erst sie an, dann ihr Date und zählte eins und eins zusammen. Sie hätte die beiden einander vorgestellt, aber sie konnte sich nicht mehr an den Namen des Typen erinnern, den sie gleich mit nach Hause nehmen würde. Irgendwas mit J?

»Aber wartet mal kurz. Wollt ihr was Irres sehen?«

»Klar.«

Andy zeigte nach oben.

Sie folgte der Linie seines ausgestreckten Zeigefingers in die dunkle Ferne über ihnen. Ein einziger hellblauer Funke strahlte wie eine Einstichstelle in der schwarzen Himmels-haut. Und hatte Peter nicht auch irgendwas von einem Stern gesagt?

»Abgefahren, was?«, fragte Andy.

Eliza wusste, was er damit sagen wollte. Aber aus irgendeinem Grund schien ihr seine Beurteilung falsch.

Der Stern wirkte gemein. Böse wie die böse Hexe des Westens aus dem Zauberer von Oz. Böse wie etwas, das dir wehtun will.

Eliza war von der ganzen Highschool als Nutte abgestempelt worden. Sie redete nicht mit ihrer Mom. Ihr Dad lag im Sterben. Aber wenn sie im vergangenen Jahr irgendwas gelernt hatte, dann, dass kein noch so großes Leid einen vor weiterem Leid bewahrte. Und dieser Stern sah aus wie ein sicheres Zeichen dafür, dass da noch mehr kam.

Wirklich böse.

# Andy

Es gibt nichts Besseres, als aus dem Unterricht wegzukommen.

Andy warf sein Skateboard auf den Boden, sprang drauf und glitt mühelos über den Asphalt ans andere Ende des Campus. Wenn doch nur alles im Leben so wäre – mühelos. Wenn es doch bloß nicht diese Schule gäbe, die man absolvieren musste, und Hausaufgaben und all die Erwartungen. Wenn man doch nur aufstehen könnte, wann man wollte, ein bisschen Zimtrunch essen und Musik hören und einen Joint rauchen und nach Belieben zur Schule fahren. Dort würde man vielleicht eine Unterrichtsstunde besuchen, falls man sich wirklich dafür interessierte, und ansonsten nur mit seinen Freunden abhängen. Wenn doch nur ...

»Andy Rowen!«

Midge Brenner: Englischlehrerin für die Unterstufe und einer von Andys vielen Erzfeinden im Kollegium. Offensichtlich bedauerte sie, dass er keinen Unterricht mehr bei ihr hatte. Sie hatte ihn täglich zusammengestaucht, weil er eine umstrittene Einstellung zu den Hausaufgaben hatte (nämlich dass sie einen eklatanten Verstoß gegen jedermanns gottgegebenes Recht auf Leben, Freiheit und das Streben nach Glück bedeuteten). Die einzige Möglichkeit für sie, ihre Au-

toritätsgelüste auszuleben, bestand jetzt darin, ihn außerhalb des Klassenzimmers zu nerven.

»Jaa?«

»Von einem Zwölftklässler hätte ich erwartet, er wisse, dass Skateboardfahren auf dem Campus nicht gestattet ist.«

»Total vergessen, Ms Brenner. Mein Fehler.«

Er vollführte noch eine kleine Pirouette, bevor er absprang, das Board hochkickte und packte, was ein extra-strenges Stirnrunzeln bei Midge hervorrief. Aber sie konnte eben weiter nichts tun. Man wurde schließlich nicht ins Direktorat geschickt, wenn man schon dorthin geschickt worden war. Diesen Scheiß nannte man Doppelbestrafung.

»Danke, Andy.«

»Nicht der Rede wert.«

Eigentlich ging Andy, selbst wenn man ihn dorthin geschickt hatte, *gar nicht* ins Büro des Direktors. Letztes Jahr hatten er und Mr Jester ein Abkommen geschlossen. Weil Andys Regelverstöße häufig, aber geringfügig waren und dem Direktor Zeit und Energie fehlten, sich um jeden einzelnen davon zu kümmern, wurde er an Suzie O, die Beratungslehrerin, verwiesen.

Mit anderen Worten: Er war outgesourct worden.

Das Büro von Suzie O befand sich im ersten Stock der Bibliothek, weit weg von den faschistischen Administratoren, die im Sekretariat arbeiteten. Dort war es ruhig, weil niemand freiwillig in der Bibliothek rumhing. Natürlich außer den Bibliothekarinnen, die hinter der Theke und im Ausleihraum rumhampelten und nur widerwillig ihre kostbaren Bücher verliehen. Schüler schienen sie vornehmlich für Wesen zu halten, die man zum Schweigen bringen musste. Man konnte ein ganzes Gespräch mit einer von ihnen führen, das

nur aus Pscht-Lauten bestand. Andy salutierte der Bibliothekarin hinter der Theke ironisch und stieg die Treppe rauf, raus aus ihrem Herrschaftsbereich.

Er war gerade im oberen Stock angekommen, als er Anita Graves aus Suzies Büro kommen und sich über die Augen wischen sah. Anita war wahrscheinlich das adrettteste und patenteste Mädchen der ganzen Schule. Ihre Familie war irre reich und sie war irre schlau – es wurde gemunkelt, sie habe schon eine vorzeitige Zusage von Princeton erhalten. Warum zum Teufel heulte sie sich also bei Suzie O aus?

Die Beratungslehrerin umarmte Anita flüchtig. »Du denkst darüber nach, was ich dir gesagt habe, okay?«

»Das mache ich.« Anita schniefte und schüttelte dann mit einer einzigen heftigen Bewegung den Kopf. Plötzlich schien alle Traurigkeit von ihr abzufallen. Sie sah wieder aus wie immer – scharfsinnig, konzentriert, unerschütterlich.

»Hey, Andy«, sagte sie und lächelte ihm im Vorbeigehen sogar zu.

»Hey.«

Er drehte sich um und schaute ihr nach. Süß, so wie gewisse neurotische Mädchen eben sind, wie ein perfekter zusammengeharkter Laubhaufen, in den man sich am liebsten hineinfallen lassen und dessen Blätter man zurück auf den Rasen werfen möchte. Er rief ihr nach: »He, was immer es ist, ist es nicht wert.«

Sie blickte sich nicht um, zögerte in ihren schnellen Schritten jedoch eine halbe Sekunde lang. Mehr konnte er bei einem Mädchen wie ihr auch nicht erwarten.

»Augen hierher, Rowen.« Suzie lehnte im Türrahmen. »Ich schätze mal, du bist nicht mitten in der vierten Stunde hier, weil du mich so vermisst hast.«

Andy grinste. »Was nicht bedeutet, dass ich Sie *nicht* vermisst habe.«

»Dann mal rein.«

Suzies Büro war für ein Büro sogar ziemlich nett. Es gab eine gemütliche braune Couch. Lang genug, um sich darauf auszustrecken. Einen Minikühlschrank mit diversen Limos und einen großen Korb mit einer Lage Obst, das einen geheimen Vorrat an richtigen Snacks verbarg. Suzie nannte das ihre »Förderer kindlichen Übergewichts«. Das Beste war aber der Fernseher in der Ecke für gelegentliche Filmssessions am helllichten Tag, wenn Suzie guter Laune war.

Zu behaupten, sie seien Freunde, wäre vielleicht etwas übertrieben gewesen, aber sie kamen für einen Zwölfteklässler mit »Verhaltensauffälligkeit« und eine übergewichtige Beratungslehrerin in den Vierzigern ziemlich gut miteinander klar. Andy konnte mit ihr über alles reden: Alkohol, Drogen, Mädchen, seine blöden Eltern, was auch immer. Das war natürlich nicht von allein gekommen. Die ersten paar Male hatte man ihn zu Terminen bei ihr gezwungen, und er hatte, ohne ein Wort zu sagen, dagesessen, bis es klingelte. Aber Suzie war clever. Eines Tages hatte sie, anstatt zu versuchen mit ihm zu reden, die erste Staffel von *Game of Thrones* eingelegt. Und als ob das noch nicht genügte, fing sie dann auch noch an, die Sätze mit den Figuren mitzusprechen. Das war zu viel. Wie sollte man jemand hassen, der ganze Folgen von *Game of Thrones* auswendig kannte?

»Welchem Umstand verdanke ich heute das Vergnügen, Mr Rowen?«

»Immer dem gleichen. Ich war Ms Holland zu witzig. Da ist sie neidisch geworden.«

»Ich hätte es wissen können. Möchtest du was essen?«



Tommy Wallach  
**We All Looked Up**

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 448 Seiten, 13,5 x 20,6 cm  
10 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-570-40342-6

cbj

Erscheinungstermin: März 2016

Was wäre, wenn ein riesiger Asteroid durchs All Richtung Erde trudeln würde und man eventuell nur noch zehn Wochen Zeit hätte, um all seine Wünsche und Hoffnungen in die Tat umzusetzen? Peter, Eliza, Anita und Andy müssen sich kurz vor dem Schulabschluss genau dieser Frage stellen. Ihnen bleiben zehn Wochen, um all ihre Hoffnungen und ihre Herzen in die Waagschale zu werfen, denn vielleicht, vielleicht, ist es die einzige Zukunft, die sie haben. In diesem existentiellen Carpe-Diem-Szenario stellt sich für den Sunnyboy Peter ebenso wie für die ehrgeizige Anita die Frage, was für sie wirklich zählt, und auch der sorglose Andy und die fatalistische Eliza mit ihrer Nach-mir-die-Sintflut-Haltung müssen zum ersten Mal ernsthaft ihr Leben überdenken.